



Illustrirtes Familienblatt. — Herausgeber Ernst Keil.

Wöchentlich 1 1/2 bis 2 Bogen. Vierteljährlich 15 Ngr. — In Heften à 5 Ngr.

Aus eigener Kraft.

Von W. v. Hillern geb. Virsh.

(Fortsetzung.)

19. Entscheidung.

Ein trüber Morgen dämmerte herauf. Der Freiherr sah es nicht. Er saß noch über einen Brief an Adelheid gebeugt und schrieb. Die Lichter waren tief heruntergebrannt, die Flammen erfaßten das darum gewickelte Papier und bildeten düstere rothe Fackeln, der Freiherr bemerkte es nicht. Da zersprang eine der gläsernen Leuchter-Mantelchen von der Hitze, der leise Knall schreckte den alten Mann auf. „Es ist Zeit!“ sagte er zu sich selbst, siegelte den Brief an dem verlöschenden Lichte und öffnete das Fenster, um den Kerzenrauch hinauszulassen. Noch einmal wollte er sich an dem Anblick der herrlichen Natur erquicken, die ihm so lange eine geliebte Heimath war. Aber er sah nichts. Es war, als habe sich der ganze See aus seinem Bette gehoben und fluthe nun ufer- und schrankenlos zwischen Erde und Himmel, solch ein Meer von feuchtem Nebel erfüllte den Raum. Es benahm dem Greis fast den Athem und seine weißen Haare wurden naß, als er sich hinausbog, aber es kümmerte ihn nicht, er fürchtete keine Erkältung mehr. Mit stiller Behnuth harpte er der Sonne. Sollte er es nicht mehr grüßen dürfen, das göttliche Gestirn, das ihm ein langes Leben hindurch treulich geleuchtet? Es war so! Die Erde gönnte ihm keinen Abschiedsgruß, als zürne sie ihm unter Thränen, daß er sie verlasse. Kein Lichtstrahl, kein freundliches Ufer, keine ferne Schneespitze zeigte sich dem suchenden Auge in dem undurchdringlichen Wallen und Wogen der grauwerdichten Luft.

Da öffnete sich langsam die Thür, der Candidat trat ein. „Sie haben befohlen, daß ich Sie wecke — wenn —“

„Ist es Zeit?“ fragte der Freiherr.

„Ja — aber Sie haben nicht ausgeruht?“

„Nein — ich kann ja noch lange ausruhen, wenn es vorbei ist —“ Er schwieg, aber der Ton, in dem er das Wort gesagt, prägte sich dem Candidaten ein für immer.

„Hier nehmen Sie das Pistolenkästchen. So! Ich will doch einen wärmeren Noth anziehen, sonst friere ich und dann zittert mir die Hand beim Zielen. So —! Nun noch den Hut. Und — hier nehmen Sie diese Degen, die Barrière zu stecken; ich trug sie mit Ehren vom Beginn meiner Laufbahn an, sie sollen mir auch am Ende derselben den letzten Dienst erweisen. — Habe ich nichts vergessen?“ Er sah sich im Zimmer um. „Ich denke, nun ist Alles in Ordnung. Ach, da — diesen Brief übergeben Sie meiner Frau, wenn Alles vorbei ist. So, jetzt weiß ich nichts mehr — mein Haus ist bestellt.“

Aber er zögerte doch einen Augenblick. „Waren Sie noch bei Alfred?“

„Ja, er schläft.“

„Wenn er aber erwacht, während Sie fort sind?“

„Ich sagte dem Diener, ich ginge in den Garten wegen heftiger Kopfschmerzen. Das wird er ihm berichten. Wollen Sie ihn noch einmal sehen?“

Der Freiherr kämpfte mit sich selbst. „Nein,“ sagte er dumpf.

„Ich habe Abschied genommen! Kommen Sie!“

Einen letzten Blick warf er nach der Thür seines Sohnes; dann sprach er mit gefalteten Händen: „In Gottes Namen!“ und schritt aufrecht und sicher dem Ausgange zu. Bleich wie eine Leiche folgte ihm der Candidat mit den Waffen. Als sie aus dem Hause traten, sagte der alte Herr: „Schade, daß die Sonne nicht scheint, ich hätte sie so gern noch einmal gesehen!“

Weiter sprachen die Beiden nichts auf dem ganzen Wege. Es war so frohlich und traurig um sie her, als sei an diesem Tage mit einem Male alle Herrlichkeit der Welt erloschen und versunken, und wer in diesem Augenblicke aus ihr schied, der that es mit dem Gefühle des Zuschauers, der ein schönes Schauspiel leichter verläßt, während der Vorhang heruntergelassen ist.

Sie waren am Plage.

Egon, sein Secundant, der junge Hausarzt Sallen's, und der Professor Zimmermann waren schon da. Die Herren begrüßten sich und legten die Hüte ab. Feldheim stellte den Professor dem Freiherrn vor, die Beiden schüttelten sich die Hände.

„Mein Gott,“ sprach Zimmermann, „ein so betagter Herr und sich noch duelliren!“

„Mein werther Herr Professor,“ erwiderte der Freiherr würdevoll, „ich habe in den letzten sechszehn Jahren meines Lebens mehrfach gehandelt, wie es meinem Alter nicht angemessen war; hatte ich dazu den Muth, so muß ich ihn auch den Folgen meiner Handlungsweise gegenüber haben, das ist eine unerbittliche Consequenz.“

Der Arzt verstand ihn natürlich nicht. „Ich gestehe Ihnen,“ fuhr er fort, „daß ich die Sache hintertrieben hätte, wenn ich gehaut, was da im Werke sei. Aber ich ersuhr ja vorhin erst Ihren Namen.“ Er wandte sich an Egon. „Herr Graf, ist es wirklich möglich, daß ein so junger Herr wie Sie einem so hoch betagten Manne auf Leben und Tod gegenübersteht? Erlaubt es Ihnen der Respekt vor dem Alter, der doch jedem Menschen angeboren ist, Hand an solch ein ehrwürdiges Haupt zu legen?“

hatten Sie Muth, Männern gegenüber sind Sie eine Memme, rufen nach Secundanten und Aerzten und wollen mich mit Versprechungen trösten? Ich soll an das Ehrenwort eines Menschen glauben, der gehandelt hat wie ein Ehrloser? Wahrlich, mein Herr Graf, Sie müssen nie gefühlt haben, was Wuth ist, um für solche Vorstellungen Erhöhung zu hoffen, um zu glauben, ich könnte den unschuldigen Greis sterben gesehen haben von Ihrer Hand, ohne zum Tiger zu werden, der nicht Ruhe findet, als bis er sich in Ihrem Blute gesättigt hat!" Er drückte ihm die Pistole in die Hand. „Vertheidigen Sie sich, sag' ich — oder ich schieße Sie nieder wie einen Hund!"

„Nein und nochmals nein," rief Egon. „Genug des Verbrechens und des Blutes — thun Sie, was Sie wollen und dürfen, ich schieße nicht!" Er schleuderte die Pistole weit von sich. „Hier, sinnloser Mann, ist meine Brust, ich bin wehrlos — nun zielen Sie, wenn Sie den Muth dazu haben!"

„Feigling!" rief der Candidat und warf seine Pistole gleichfalls weg. „Nein, Sie sind es nicht werth, daß ich für Sie zum Mörder werde, nur beschimpfen will ich Sie, ehrlos will ich Sie machen für's ganze Leben!"

Und er faßte mit eisernem Griff den Grafen um den Leib. Ein stummes Ringen entstand. Wie Krallen gruben sich die Finger des Candidaten in die Weichen des Grafen ein. Die schlankte Gestalt bog sich in der furchtbaren Umarmung wie geglähter Stahl zwischen Hammer und Amboss. Schwer fiel die Faust des Grafen auf den Angreifer nieder, aber sie prallte machtlos an dem harten Schädel ab und steigerte nur die Wuth des Betroffenen. Herüber und hinüber bogen sich die Kämpfenden, noch schwankte der Sieg. Da gelang es dem Grafen, in einer glücklichen Wendung ein Messer aus der Tasche zu ziehen, mit den Zähnen öffnete er es und stieß es dem Candidaten von oben herab in die Schulter, daß die Klinge zerbrach. Wie ein verwundeter Tiger im Schmerz die höchste Kraft entfaltet, hob Felsheim jetzt mit einem Ruck den Gegner vom Boden auf; dieser griff nach einem Halt und erfaßte einen Rosenbaum, der ihm zunächst stand, die Lunge war ihm zusammengedrückt, ein dumpfes Stöhnen entrang sich seinen Lippen,

in der Angst des Ersticens klammerte er sich an den Stamm, um den verlorenen Boden unter den Füßen zu ersetzen. Da gab das junge Holz krachend nach, ein wichtiger Fall und der Graf lag unter dem gebrochenen Wipfel, den seine Hand nicht lassen wollte, begraben. Der Candidat kniete auf seiner Brust, überströmt von Blut und den Rosenblättern, die das geknickte Bäumchen im Sturz über ihn ausgeschüttet. Er riß einen Zweig davon ab, einen zähen Dornenzweig, und mit dieser furchtbaren Ruthe hieb er drei Mal dem Grafen über das Gesicht, daß es durch die Luft sauste, und mit jedem Streich sprach er: „Dies dem Frauenverführer, dies dem Schänder des Hausrechts und dies dem Mörder seines Gastfreundes."

Dann erhob er sich, faßte den Halbbohnmächtigen beim Genick und riß ihn in die Höhe, dieser taumelte, er stützte ihn. Egon hatte ein blutiges Kreuz über das ganze Gesicht, er konnte nicht sprechen, ihm war übel, das Blut rieselte ihm von Stirn und Wangen herab. Er lehnte fast bewußtlos an der Schulter des Gegners. Einige Minuten vergingen, der Candidat wartete geduldig, bis jener sich erholt hatte, dann sprach er mit seiner alten Fassung: „So, Herr Graf, nun können Sie gehen, wir sind fertig mit einander!"

„Das werden Sie mir mit Ihrem Leben bezahlen!" stöhnte der Graf.

Der Candidat zuckte verächtlich mit den Achseln und ließ ihn stehen.

Der Graf wischte sich das Blut ab. Er mußte fort um jeden Preis. Aber konnte er sich mit diesen Wunden zeigen? Er war entstellt für lange — vielleicht für immer, denn die Haut hing in Fetzen herab, das gab Narben. Und es waren keine Narben, die dem Johammer zum Schmucke dienten, sie waren das Merkmal einer unauslöschlichen Schmach. — Ein Zittern überlief den Körper Egon's, er fühlte ein Gericht Gottes in dem, was der Candidat ihm gethan! Wankenden Schrittes ging er weiter und schob mit dem Fuße den gefällten Wipfel zur Seite, der ihm den Weg versperrte. Er hatte ein Gefühl, als sei es sein eigener Stammbaum, dem er die Krone abgebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein gestürzter Titan.

Erinnerung an Friedrich Hölderlin bei seiner Säcularfeier.

Von Robert Springer.

Hoch auf strebte mein Geist, aber die Liebe zog
Bald ihn nieder; das Leid beugt ihn gewaltiger;
So durchlauf' ich des Lebens
Bogen und kehre, woher ich kam. Hölderlin.

Hundert Jahre sind es her, daß ein deutscher Dichter, ein Dichter von unvergänglichem Namen, daß der Lyriker Hölderlin geboren wurde, und wir begingen dieses Geburtsfest vor wenigen Wochen in geeignender Weise mit einer Säcularfeier. Denn was bliebe uns Deutschen aus jener Zeit der Erinnerung würdig, wenn nicht die unsterblichen Namen, an welche sich unsere Literaturgeschichte knüpft? Und sie sind uns Alle theuer geblieben, sie Alle, welche während der politischen Herrschaft des Absolutismus die deutsche Republik der Geister schufen, und das Volk weicht den Namen jener Heroen die höchste Verehrung, wenn gleich sich auch an deren Platen's klagendes Wort bewährt: „Es gefällt sich ihnen selten freundschaftsvoll ein Gemüth und huldigt fürnigem Tief-sinn.“ Aber selbst wer die Messiasde nur aus Bruchstücken kennt, feiert doch Klopstock als den Genius, der sich dem Höchsten weihte, uns eine neue Welt eröffnete und unsere Literatur zu einer höheren Stufe erhob; wer nur seinen Fuß flüchtig in den Vorhof der Philosophie gesetzt hat, preist dennoch Kant als den Begründer der kritischen Philosophie; Herder's Allegorien, Wieland's üppige Romane und Lehrgedichte verlassen nur selten den ihnen angewiesenen entgegensten Winkel unserer Büchersammlung, aber wir hegen sie wie der Geizige den Mannon, den er nicht verwendet und doch über Alles liebt; ja selbst Jean Paul's glühende und farbensprühende Lyrik berauscht nur die Herzen weniger Auserwählten mehr, und dennoch feiern wir ihn als den herrlichsten und gemüthvollsten Freund und Tröster unserer Jugend. Wie der Ritter im Kampf auf Tod und Leben die Lanze einlegt für den Namen seiner Geliebten, so verschelten wir im Streit wider die andringenden materiellen Zeitläufe die Glorie

und Unsterblichkeit unserer literarischen Heroen. Zu diesen Namen gehört Johann Christoph Friedrich Hölderlin.

Seine Werke sind nicht allgemein bekannt. Er schrieb philosophische Briefe für Nießhammer's Journal, die längst verschollen sind; seine Gedichte, voll hohen lyrischen Schwunges, aber mit Anspielungen auf das griechische Alterthum überladen, erschienen erst, von Ahland und Schwab gesammelt, lange nachdem er schon als Dichter berühmt, ja, als er schon geistig todt war. Wie Wenige kennen leider mehr sein bedeutendstes Werk, den Roman „Hyperion“, eine großartige Schöpfung, die ihre Handlung aber auf den Boden des alten Griechenlands und des Hellenenthums verlegt hat und in deren zweitem Theile die Blitze des Genius sich schon durch das Gewölk des Wahnsinns Bahn brechen mußten! Wie Wenige, sagen wir, haben diese Werke gelesen, und doch zählen wir Hölderlin zu unsern ausgezeichnetsten Lyrikern und Achim von Arnim nennt ihn den größten aller elegischen Dichter der Deutschen.

Ganz erfüllt von den hohen Idealen der Antike und nur genährt mit jenem Bildungstoff, der allein aus den Anschauungen und den Werken der römischen und hellenischen Classicität geschöpft ist, tritt Hölderlin in's praktische Leben und findet sich dort völlig fremd. Gleich vielen der edelsten unserer Denker, irrt er schier obdachlos umher und sucht vergeblich nach einem Amte, es bleibt ihm nur die traurige Ansehülfe, sich in das wissenschaftliche Tagelöhnergewerbe eines Hauslehrers zu flüchten. Auch die Krankheit der überspannten Jugend und das damalige Wertherfieber seines Vaterlandes befallt ihn: eine Liebesneigung ohne sinnliche Befriedigung. Bis so weit verläuft Alles herkömmlich wie bei vielen deutschen Genien; es fehlt nur, daß die classische Bildung sich endlich in einem auskömmlichen Amte mit der prosaischen Alltäglichkeit versöhne und praktischer Tüchtigkeit weiche, daß der poetische Schwung noch ausreiche, die Mußestunden

eines gemüthlichen Philisterlebens zu vergolden, und daß das Wertherfieber in einem gesetzmäßigen Kinderreichen Ehestande erlöschte.

Aber dieses Loos war Hölderlin nicht beschieden. Von glühender Einbildungskraft emporgehoben, aber im Zwiespalt zwischen Natur und Geist, verliert er den Pfad, der ihn zur rechten Zeit zurückleiten konnte auf den Boden der Wirklichkeit, und vergißt den Zauberpruch, der den Fluthen der Phantasie Einhalt thut und das Gleichgewicht der Seelenkräfte wieder herstellt. Es erfüllt sich an dem Unglücklichen in der Wirklichkeit das grause Schicksal, das Shakespeare seinen Theaterhelden andichtet, um die kalten Herzen seiner britischen Landsleute zu rühren: Hölderlin wird wahnsinnig und erhöht den Ruhm eines deutschen Dichters mit dem Märtyrertum des Irrenhauses.

Lassen wir die hervorragenden Momente dieses unheilvollen Dichterlebens an unserem Blick vorübergehen.

Zu Laufen in der reizenden Neckargegend, wo der Vater als Verwaltungsbeamter eines ehemaligen Klosters lebte, erblickte Friedrich Hölderlin am 20. März 1770 (nicht am 29. März, wie in Folge eines Druckfehlers im „Magisterbuche“ viele seiner Biographien angeben) das Licht der Welt. Der Vater wurde ihm schon im zweiten Jahre durch den Tod entzogen. Hölderlin verlebte seine Kindheit in dem Städtchen Nürdingen, in reizender, von walbigen Bergen umschlossener Thallandschaft. Er erhält Unterricht in der dortigen lateinischen Schule und schließt Freundschaft mit seinem Mitschüler Schelling. Seine Kindheit schildert er in der Strophe:

Mich erzog der Wohlthant
Des säuselnden Hains,
Und lieben lernt ich
Unter den Blumen.
So wuchs ich groß
Im Arme schützender Götter.

Im Jahre 1788 sehen wir ihn auf der Universität Tübingen als einen edel gestalteten Jüngling von seinem Anstande, voll Geist und Anmuth, von schlankem Wuchse, das zarte Antlitz mit den braunen schwärmerischen Augen von reichem Haar umwallt — eine Apollogestalt wie der junge Goethe, aber weicher und hinfalliger. Dem Wunsche der Mutter folgend, widmet er sich der Theologie, vertieft sich jedoch mit Vorliebe in die alten Classiker, die ihm die Grundlage seines poetischen Schaffens bieten, ihn aber auch gänzlich dem Leben der Gegenwart entziehen. Er dichtet und spielt die Flöte unter des blinden Dulon's Anleitung. Zu seinen theologischen Studiengenossen gehört der junge Hegel; unter seinen Freunden steht aber Sinclair obenan, aus schottischer Familie stammend, der seine thätige Theilnahme an Hölderlin's Schicksale bis zu seinem Tode bewahrte.

Hölderlin streift umher in Wald und Wiefenthal. Auf den alten Burgtrümmern und den Höhen von Schemberg, Balingen und Neckberg erathmet er den liebeschwellenden Hauch, der uns aus seinen elegischen Liedern anweht; in jener reichen, mächtigen und lieblichen Natur ersinnt er die tiefen Gedanken über Liebe, Freundschaft und Vaterland, die er im ersten Theile seines „Hyperion“ ausspricht — jene edlen und erhabenen Phantasien über die Wechselwirkung zwischen Bildung und Natur, über die Einigung der Menschen zu einer glücklichen Zukunft und über das Ideal der Menschengeschichte.

Fünf Jahre später treffen wir Hölderlin in Jena. Unter dessen ist der Boden Frankreichs von einer Revolution erschüttert worden, und die Stöße haben sich auch in Deutschland, wenngleich

nur schwach, fühlbar gemacht. Der junge Dichter, in welchem jene Ummwälzung die platonischen Staatsideen zu neuem Leben erweckte, hat, auf Schiller's Empfehlung, eine Hauslehrerstelle bei der Frau von Kalb bekleidet, aber bald wieder aufgegeben. Er ist als Verfasser mehrerer lyrischer Gedichte, die in der „Thalia“ erschienen, und durch ein Fragment seines „Hyperion“ berühmt geworden und kommt in die Saalstadt, um Fichte zu hören und sich um eine Anstellung zu bewerben, die ihm ein gesichertes Einkommen bieten soll. Ohne Erfolg kehrt er dann in die Heimath zurück und Sinclair verschafft ihm eine Stelle als Hauslehrer in der Familie des reichen Frankfurter Kaufmanns Gontard. Hier erfaßt ihn die leidenschaftliche Liebe zu der schönen und geistvollen Frau vom Hause. Ihr Bild weicht nicht mehr aus seinem Herzen. Wenn er ihrer Gegenwart entflieht und Zerstreuung auf den nahe

gelegenen Höhen des Taunus sucht; wenn er die Waldungen, welche sich damals noch bis an die südliche und westliche Seite der Stadt erstreckten, in schmerzlicher Wehmuth durchwandert: überall sieht er das Bild der Mutter seiner Zöglinge, das Bild der geliebten Frau, die er unter dem Namen „Diotima“ in seinen Gedichten verherrlicht hat.

Wie die Leidenschaft sein Herz überfluthet, so zerrühren die französischen Heere den heimathlichen Boden. Verzweifelt am eigenen Herzen und am deutschen Vaterlande, begiebt sich Hölderlin nach Frankreich, wo er eine Hauslehrerstelle beim Hamburgischen Consul annimmt. Plötzlich aber, vielleicht durch die Nachricht von Diotima's Tode, aus aller Fassung gebracht, verläßt er heimlich seine Stellung und erscheint wieder in der Heimath — gänzlich verändert, in der Kleidung eines Bettlers, gleichsam mit zer schlagenem Antlitz, wie jener ausgestoßene Titan Empedokles, dessen Geschick er in einem poetischen Fragment geschildert hat.

Sein Freund Sinclair, der in die Dienste des Landgrafen von Hessen getreten war, wirkte ihm eine Anstellung als Bibliothekar in Jena aus. Dort in der

reizenden Ebene, welche der Feldberg beherrscht und die Höhenzüge des Spessart und Odenwaldes umgrenzen, auf dem Schauplatze der classischen Vorzeit, unter den Ruinen der Castelle des Drusus, Hadrian und Tiberius — erwachte in dem gestörten Gemüth noch einmal die Liebe zum Alterthume, der Drang nach geistiger Beschäftigung. Er unternimmt eine Uebersetzung des Sophokles und verirrt sich in diesen gewaltigen tragischen Anschauungen bis zum völligen Wahnsinn.

Wir wollen den zerrütteten, von einer trostlosen Mutter beweineten Dichter nicht im Irrenhause aufsuchen, das er zweimal bewohnte, ohne zur Genesung zu gelangen. Wir finden ihn zuletzt zu Tübingen, im Hause und unter der Pflege eines wohlhabenden Tischlermeisters. Das Häuschen ist auf dem Fundamente eines alten Stadthurms erbaut und wird vom Neckar bespült. Von dem Eckerstübchen, welches der Greis bewohnt (er hat hier siebenunddreißig Jahre des Wahnsinns verlebt!), blickt man über lachende Wiesen in das liebliche Steinthal und gegen die rauhe Alp hin. Der bleiche silberhaarige Greis, dessen halbverlosthene Züge die frühere Schönheit, ja, dessen starre Augen selbst ein früheres geistiges Leben verrathen, ist einsach gekleidet, still und in sich gekehrt. Er liest und ändert noch immer an seinem „Hyperion“, spielt auf einem alten Clavier mit zerrissenen Saiten und schreibt sinnlose Gedichte nieder oder zuweilen verständliche schmerzliche Klagen wie die folgende:



Friedrich Hölderlin.

Woh mir! wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehen
Sprachlos und kalt, im Winde
Flattern die Fahnen.

Das ist der zweiundsiebenzigjährige Hölderlin, der wahnsinnige Titan Empedokles!

Wer dächte hier nicht an das langjährige Krankengefängniß eines andern deutschen Dichters, wer dächte nicht hierbei an Heinrich Heine? Und in der That bieten Beide, obgleich so wesentlich von einander verschieden, höchst interessante Vergleichungs-Momente dar.

Heine ein entschiedener Romantiker, wenngleich er die romantische Schule spöttlich negirt, — Hölderlin ein Romantiker auf der Grundlage antiken Geistes. Beide Volkspropheten und Bewegungsdichter; der Eine jedoch dabei sinnlich, schelmisch und frivol, der Andere ideal und voll dithyrambischen Schwunges. Beide werden von einer großen politischen Revolution ereilt und stüchtern, zerfallen mit dem deutschen Wesen, nach Frankreich, wo der Eine aber der innersten Zerrüttung anheimfällt, während der Andere objectiv und heiter in alle neuen Lebensverhältnisse ausgreift. Heine, der Dichter der Liebe, der mit seinen Schmerzen coëttirt und wie ein Schmetterling von einer Blüthe zur andern flattert, — Hölderlin, der in seinem „Hyperion“ der Liebe und Freundschaft

einen unvergänglichen Altar errichtet, aber an einer unheilbaren Herzenswunde verblutet. Während Hölderlin in scharfen Sittensprüchen gegen die Nationalzerfallenheit der Deutschen eifert, behandelt Heine dasselbe Thema in launigen Zeitungsartikeln, wobei er mit dem Censor Versteck spielen muß. Beide erleben eine zweite Revolution; die französische Februar-Revolution findet aber in Heine nur noch einen lächelnden Skeptiker, — an Hölderlin's gestörtem Geiste geht die französische Juli-Revolution spurlos vorüber, nur die Befreiung der Griechen versetzt ihn in eine schnell verrauhende Begeisterung. Beide stolze Freiheitsbäume sterben, ehe die Art des Todes sie fällt, langsam ab, aber der Eine von der Wurzel herauf, der andere vom Wipfel abwärts. Während Heine, in seiner Matragengruft in der Rue Matignon, mit ungetrübtter Geisteskraft den morphen Körper zehn Jahre lang gliedweise hinwelen sieht, fristet Hölderlin, das Haupt vom Irrensinn umdunkelt, ein vierzigjähriges Scheinleben.

Am 7. Juni 1843 endete endlich das stumpfe Dasein. Hölderlin starb mit dem „Hyperion“ in der Hand und indem sein letzter Schreier den Namen „Diotima“ nannte.

Wenn wir uns aber mit Thränen des Schmerzes von diesem Scheiden abwenden, so ziemte es uns wohl, freudig das hundertjährige Geburtsfest zu begehen, — den Geburtstag des Sängers voll Liebe, Geist und Hoffnung, der uns den „Hyperion“, das mysteriöse, aber herrliche Evangelium über die Natur, die Civilisation und die Zukunft der Menschheit, dichtete.

Die Zukunftsstrafe für Verbrecher.

Zur Beurtheilung der Todesstrafe.

Eine Mahnung an Erzieher.

Nicht durch Strafen peinigen oder wohl gar tödten wird man in Zukunft den Verbrecher, sondern durch geregeltes Arbeiten zu bessern versuchen. Diese Zeit wird aber dann gekommen sein, wenn die Menschheit mittelst naturwissenschaftlichen Unterrichts nach und nach eine höhere Stufe der Bildung erreicht hat und wenn sich der Mensch schon von Jugend auf eine genügende Kenntniß der herrschenden unabänderlichen Naturgesetze, wie solche im ganzen Weltall und auch im menschlichen Körper auftreten, angeeignet hat. Dann wird sich sicherlich der Verbrecher einer humaneren Anschauung und Beurtheilung als zur Zeit zu erfreuen haben und man wird ihn betrachten: entweder als bedauernswerthen Geisteskranken, der in der Jugend moralischen Schädlichkeiten fortwährend ausgesetzt war und deshalb den späteren Auswüchsen und moralischen Krankheiten nicht entgegen konnte; — oder als bemitleidungswürdigen Unglücklichen, dem in Folge falscher Erziehung, also ohne eigenes Verschulden, von Jugend auf schädigende Eigenthümlichkeiten, Gewöhnungen und Laster anezogen und so eingemipft wurden, daß dieselben für das ganze Leben unverwundbar haften blieben und der Verwahrloste nicht im Stande ist, sie durch eigenen Willen abzulegen.

Verbrecher werden ebenfowenig geboren, wie edle Menschen; Beide können nur zu solchen erzogen werden. Da nun das Kind für seine erste Erziehung, welche die Grundlage des Denkens, Thuns und Treibens durch das ganze Leben bildet, nicht verantwortlich gemacht werden kann, so ist man auch gezwungen, die aus freiheltester Jugendzeit stammenden schlechten Eigenschaften eines Menschen milder zu beurtheilen, als dies zur Zeit geschieht. Ebenso sollte man auch Diejenigen unserer Mitmenschen, welche von Jugend auf im Glanze, umgeben von Schmeichlern und Bedientenfeelen, in dem Wahne großgezogen wurden, „sie seien etwas Besseres als das übrige Volk“, weniger verdammten als ihre Umgebung. — Die Erzieher sittenloser Menschen sind weit verächtlicher und strafbarer als ihre ungerathenen Zöglinge und nur insofern etwas zu entschuldigen, als sie meist, und zwar ohne ihre Schuld, einen Begriff von vernünftiger Kindererziehung nicht haben konnten und als sie selbst ebenfalls eine richtige Erziehung entbehren mußten.

Wie fest die Eindrücke, welche in der frühen Jugend auf den Menschen einwirken, für's ganze Leben haften, zeigen recht deutlich die Anhänger der verschiedenen Religionssecten, von denen fast ein jeder nur deshalb der festen Ansicht ist, daß sein Glaube der richtigste sei, weil er ihn in Folge der Gewöhnung von Jugend auf wie

angeboren betrachtet, obschon es über tausend verschiedene Religionen giebt und diese doch in ihren Sagenungen sich ganz bedeutend von einander unterscheiden. — Wie mit dem Glauben verhält es sich aber auch mit dem Aberglauben, der, wenn er von Jugend auf einen Menschen durch Gewöhnung beherrscht, fast nie wieder auszurotten ist. Welch gräßliches Unglück aber und welch unmenschliche, der Vernunft und Menschenwürde Hohn sprechende Thaten der von Jugend auf anezogene fanatische Glaube und Aberglaube erzeugt haben, beweisen die schenßlichen Hexenverfolgungen und die schandbaren Glaubenskriege, die nichtswürdigen Mißhandlungen Andersgläubiger und die frühere rohe Behandlung Geisteskranker, deren Hirnleiden für ein Product der Sünde und des Teufels angesehen wurde. Wie ganz anders urtheilt man in der Gegenwart über alle diese unmenschlichen Gräuelt der Vergangenheit, und wie haben sich nicht seit Bestehen des Menschengeschlechts im Verlaufe der Zeit die Ansichten über Human und Inhuman geändert! Sicherlich wird man auch in späteren Zeiten manche der Heldenthaten aus unserer Zeit mit ganz anderen Augen ansehen als jetzt, und über Kriege düstern höchst wahrscheinlich unsere Nachkommen andere Meinung haben als wir.

Um nun zu einer andern, richtigern und humanern Beurtheilung und Behandlung eines Verbrechers zu gelangen, dadurch aber auch die Zahl der Verbrecher für die Folge mindern zu helfen, lasse man sich Folgendes gesagt sein. Der Mensch, wenn er gesund geboren wird, bringt einen Apparat in seinem Körper mit auf die Welt, durch dessen Hilfe er denken, fühlen und wollen, also geistig thätig zu sein vermag. Dieser Apparat ist das Gehirn (in der Schädelhöhle) mit seinen Nerven und mit den Sinnes- und Empfindungsorganen. Von Haus aus besitzt nun aber das Gehirn eine bestimmte geistige Thätigkeit, sowie einen angeborenen Trieb zum Guten oder Bösen, zum Glauben oder Aberglauben, durchaus nicht; Alles dies muß in ihm erst angeregt und durch Gewöhnung anezogen werden, ganz so, wie die verschiedenen Bewegungsapparate auch erst durch Uebung (Gewöhnung) ihre Geschicklichkeiten (Sprechen, Singen, Clavierspielen, Tanzen, Turnen etc.) erlangen müssen. Die Anregung zur geistigen Arbeit empfängt das Gehirn durch die Eindrücke, welche in dasselbe von der Außenwelt durch die Sinnesorgane und Sinnesnerven, aus unserem eigenen Körper aber durch die Empfindungsnerve hineingeschafft werden. — Menschen, die man gleich nach ihrer Geburt soviel als möglich den Eindrücken auf die höheren Sinne entzog (z. B. Caspar Hauser), blieben so lange geistlos,